

Bausteine einer Friedhofskultur für die Zweite Moderne¹

Werner Nohl²

INHALT

1. Problemaufriss
2. Die Notwendigkeit kommunaler Friedhöfe
3. Die Moderne
4. Die Verhaftung der gegenwärtigen Friedhofssituation in der Frühen Moderne
5. Hinweise auf eine Friedhofskultur der Zweiten Moderne
 - 5.1 Lage des Friedhofs und städtebauliche Beziehungen
 - 5.2 Friedhofsgröße
 - 5.3 Friedhofs- und Grabfelddichte
 - 5.4 Friedhofsgestalt und Friedhofsgestaltung
 - 5.5 Neue Beisetzungsformen
 - 5.6 Tätigkeiten und Aktivitäten auf dem Friedhof
 - 5.7 Friedhofsmanagement und Trägerschaft
6. Schlussgedanke

1. Problemaufriss

Die Friedhöfe unserer Zeit orientieren sich noch immer weitgehend am Modell der großen gründerzeitlichen Bezirks- und Zentralfriedhöfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Damit folgen sie den gesellschaftlichen Bedürfnissen der frühen (industriellen) Moderne, die mit ihren spezifischen Mitteln u.a. auch die Bestattungsprobleme der wachsenden Großstädte zu lösen suchte. In der sich immer rascher industrialisierenden und urbanisierenden Gesellschaft bestand diese Lösung in einer sozialpolitisch-fürsorgenden, andererseits das Wirtschaftsleben wenig störenden Bereitstellung von großen zusammenhängenden Friedhofsflächen an den äußersten Rändern der Städte, für deren Erwerb und Unterhalt freilich nur begrenzte fiskalische Mittel verfügbar waren. Funktionalität und Zweckmäßigkeit standen daher im Mittelpunkt des Friedhofswesens dieser Zeit. Zwar ging es damals auch um menschenwürdiges Bestatten, aber für stärker individuelle, ungewöhnliche Traueräußerungen und Be-

¹ Überarbeitetes Referat auf dem Symposium „Die Ruhefrist ist abgelaufen“, veranstaltet vom Arbeitskreis ‚Friedhof Köln‘ am 31. Oktober 2009, Apostelnkloster an St. Aposteln in Köln

² Professor Dr. Werner Nohl, Werkstatt für Landschafts- und Freiraumentwicklung, 85551 Kirchheim b. München. nohl@landschaftswerkstatt.de

stattungsformen, wie sie heute von vielen Einzelpersonen und Gruppierungen in der Gesellschaft nachgefragt werden, war kein Spielraum. Lediglich das prosperierende Bürgertum erkaufte sich Freiheitsgrade, die dann im wesentlichen mit monumental überhöhten Zeremonien und Grabmälern ausgefüllt wurden.

Aber die Gesellschaft und die Lebensverhältnisse haben sich inzwischen entscheidend verändert. Daher kann auch der Friedhofstypus jener Zeit den gewandelten, kulturellen und gesellschaftlichen Ansprüchen, die die heutigen Menschen an Friedhöfe als Trauer- und Bestattungsorte stellen, nicht mehr gerecht werden. Es bedarf einer neuen Friedhofskultur, die insbesondere auf die Veränderungen eingeht, denen die Gesellschaft seit der Gründerzeit unterworfen ist. Hier möchten die nachstehenden friedhofskulturellen Erörterungen ansetzen. Dabei wird auf theoretische Überlegungen zur Moderne als Erklärungsmodell zurückgegriffen, dessen Vorteil nicht zuletzt darin besteht, dass es die verschiedenen Veränderungen (technische, wirtschaftliche, kulturelle, politische) in der Gesellschaft sozusagen unter einem gemeinsamen theoretischen Dach diskutiert.

Auch wenn im Folgenden davon ausgegangen wird, dass es einer neuen Friedhofskultur bedarf, soll die Bedeutung des Friedhofs als kommunale Einrichtung nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden. Es wird daher zunächst die Notwendigkeit kommunaler Friedhöfe diskutiert (Abschnitt 2). Daran anschließend wird erläutert, was unter „Erster oder Früher Moderne“ und was unter „Zweiter Moderne“, die die frühe Moderne modernisieren will, zu verstehen ist (Abschnitt 3). Vor diesem Hintergrund wird im weiteren Verlauf aufgezeigt, welche Mängel und Unzulänglichkeiten in friedhofskultureller Hinsicht unsere derzeitigen Friedhöfe kennzeichnen, die ja zum allergrößten Teil vor 1950 und damit in der Zeit der Ersten Moderne entstanden sind (Abschnitt 4). Schließlich wird heraus gearbeitet, wie diese Schwächen und wunden Punkte überwunden werden können, womit der kommunale Friedhof seine kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung wieder gewinnen könnte (Abschnitt 5).

2. Die Notwendigkeit kommunaler Friedhöfe

Der gesellschaftliche Wandel in den letzten 200 Jahren von einer wenig differenzierten Agrargesellschaft zur pluralen Zivilgesellschaft unserer Zeit hat die Friedhofs-

und Bestattungskultur nicht unberührt gelassen. Mit der Säkularisierung der Gesellschaft hat sich ein neues Verständnis von Tod und Sterben und damit auch von den kulturellen Aufgaben des Friedhofs herausgebildet. Immer weniger wurde seit dieser Zeit der Friedhof als Stätte der Verstorbenen begriffen, die der Wiederauferstehung harren. Immer mehr entwickelt er sich dagegen zu einem Ort der Lebenden, die sich hier – in welcher Form auch immer - von ihren Toten „verabschieden“. So ist zu erwarten, dass in Zukunft die fundamentale Funktion der Friedhöfe in der Unterstützung der Trauer- und Erinnerungsarbeit der Menschen bestehen wird, dass Friedhöfe vor allem als Orte begriffen werden, die den Hinterbliebenen helfen können, mit dem Verlust eines geliebten Menschen zurecht zu kommen. Denn nur über Trauern und Erinnern können Leidtragende jene Kraft und Energie gewinnen, deren sie bedürfen, um trotz des schmerzlichen Verlustes in einer angemessenen Zeit in das alltägliche Leben zurückzufinden.

Kaum eine andere Gefühlsäußerung verdeutlicht so sehr wie die Trauer, dass die Menschen existentiell aufeinander verwiesen sind. Trauer, die helfen soll, bedarf des mitmenschlichen Zuspruchs. Es leuchtet ohne Weiteres ein, dass unterstützende Kontakte wesentlich leichter zustande kommen können, wenn ein überschaubarer Alltagsbezug zwischen Friedhof und Siedlungsraum besteht. Die meisten Menschen wollen ihre Toten auf Dauer nicht außerhalb ihrer gewohnten Lebenswelt und nicht in sozialer Isolierung betrauern. Sie wollen in ihrer Trauer weder allein gelassen noch in eine fremde Umwelt abgedrängt werden. Trauerverhalten, das sich – ohne den Verstorbenen zu vergessen – derart am alltäglichen Leben orientiert, kann sich am ehesten auf Friedhöfen entfalten, die den Siedlungsräumen und Stadtquartieren direkt zugeordnet sind. In solchen stadträumlichen Bezügen müssen Leidtragende – auch auf dem Friedhof - nicht auf bestehende Sozial- und Freundschaftsbezüge verzichten, hier ist die Identifikation mit dem Gemeinwesen nicht in Frage gestellt ist.

Wenn daher im Folgenden vom kommunalen Friedhof der Zukunft die Rede ist, dann ist zuallererst diese enge lebensräumliche Verknüpfung von Friedhof und Wohnquartier gemeint und nicht die gemeindliche Trägerschaft. Beim kommunalen Friedhof muss die politische Gemeinde nicht unbedingt die Trägerschaft ausüben, der kommunale Friedhof kann auch konfessionell, genossenschaftlich oder privat organisiert und geführt sein, wenn gewährleistet ist, dass Trauern und andere friedhofskulturelle

Bedürfnisse ohne besonderen Aufwand und ohne Fremdsteuerung ihre Erfüllung finden können.

Gewiss, heute sterben viele Menschen vereinsamt in Krankenhäusern und Altenpflegeheimen, sie besitzen keine Angehörigen mehr, die um sie trauern könnten. Wo aber noch getrauert wird, beschränken sich die Trauerbekundungen weitgehend auf die Privatsphäre. Denn die Gesellschaft erlaubt Äußerungen des Mitgefühls und des Mitleidens nur noch im engsten persönlichen Umfeld, in Kleinfamilie, Lebenspartnerschaft oder engem Freundeskreis. Auch ist für viele Angehörige der regelmäßige Grabbesuch ein seltenes Phänomen geworden, sie ersetzen die persönliche Grabpflege durch langjährige Daueraufträge an Pflegebetriebe. Oft tun sie das aber nicht, weil sie unfähig zu trauern wären, sondern weil ihnen die heute vor allem beruflich geforderte Mobilität kaum Gelegenheiten zu derartigen ortsbezogenen Trauerbekundungen belässt. Das alles spricht jedoch nicht gegen den kommunalen Friedhof an sich, sondern verweist auf spezifische Bedingungen, denen sich der kommunale Friedhof in Zukunft zu stellen hat.

Andererseits darf nicht übersehen werden, dass auch heute noch trotz aller Flexibilisierung und Individualisierung der Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade z.B. Nachbarschaften in unseren Siedlungsräumen existieren und funktionieren. Das ist schon deshalb der Fall, weil sich viele ältere Menschen nach Jahren der beruflichen Orientierung in festeren Wohnverhältnissen niederlassen. Auch nicht wenige der neuen sozialen Gruppierungen, die unsere heutige plurale Gesellschaft kennzeichnen, leben oft in engen sozialräumlichen Zusammenhängen. Am deutlichsten lässt sich das an den Stadtvierteln mit hohem Anteil ausländischer Mitbürger ablesen. Wo aber Menschen räumlich, sozial und mental nahe zusammenleben, ist die Chance größer, dass die Trauer des Anderen wahrgenommen wird, und mit Verständnis und Hilfe gerechnet werden kann. So finden sich gute Gründe, die den Fortbestand kommunaler Friedhöfe als siedlungsbezogene Einrichtungen nahe legen. Wenn es dann noch gelingt, die Friedhöfe gegen zukünftige gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen nicht abzuschotten, besteht Hoffnung, dass sich Bestattungsräume entwickeln, in denen die Menschen ihre Trauer über den Verlust geliebter Verstorbener offen ausleben können als Voraussetzung für eine gelingende Wiedereingliederung in ihr gesellschaftliches Umfeld.

3. Die Moderne

Die frühe Phase der Moderne

Als Erste oder Frühe Moderne wird meist die Zeit ab der Aufklärung im 18. Jahrhundert bis Mitte/Ende des 20. Jahrhundert bezeichnet, mit deutlichen Entwicklungsschwerpunkten in den beiden letzten Jahrhunderten. Während dieser Periode bildeten sich in Deutschland und vielen anderen westlichen Staaten neue große, politische und gesellschaftliche Strukturen heraus, namentlich der Nationalstaat, die Industriegesellschaft und die repräsentative Demokratie. In dieser Zeit wird das Leben der Menschen in allen Facetten verändert: politisch, ökonomisch, kulturell. So wird beispielsweise versucht, über Standardisierung und Normierung des Lebens den Fortschritt für Alle voran zu treiben. Eines der auffälligsten Beispiele ist die Massenproduktion von Konsum- und anderen Gütern, die mit Hilfe hoch spezialisierter Maschinen und Fließbänder, aber auch mit der Einführung einer belastbaren Sozialpartnerschaft zwischen Arbeitern und Unternehmern bewerkstelligt wird. Fabriken, Verwaltungen, Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser, Friedhöfe, alles ist in dieser Zeit – mehr oder weniger – normiert und standardisiert, und nur so kann jene funktionale Effizienz gesichert werden, die die Teilhabe fast Aller am Wohlstand gewährleistet.

Diese Verbesserung der Lebensbedingungen führt schließlich in der Bevölkerung zu einer beträchtlichen Zunahme an Bildung und Kompetenzen, wie auch an Möglichkeiten, sich von traditionellen Rollenfestlegungen zu lösen. Das alles hat zur Folge, dass sich immer mehr Gruppen mit mehr oder weniger eigenständigem Lebensstil und divergenten Lebensformen herausbilden, es entsteht eine plurale Gesellschaft. Zugleich ist aber auch eine ausgeprägte Individualisierung zu beobachten, was sich für viele Menschen nicht nur als vorteilhaft erweist. Die negativen Folgen stellen sich vor allem als Normalitätsverlust und zum anderen als Gemeinschaftsverlust dar. Das historisch Neue der Individualisierungsvorgänge liegt darin, dass nun beinahe jedem zugemutet wird, ein eigenbestimmtes Leben zu führen, was früher nur wenigen abverlangt wurde. So werden aus menschlichen „Normalbiographien“ immer mehr „erzwungene Wahlbiographien“. Viele Menschen sind weder von ihrer Ausbildung noch von ihrer psychischen Konstitution her auf eine derartige Freisetzung in ein „unternehmerisches Selbst“ vorbereitet und erfahren, dass das individualisierte

Leben, wenn es so plötzlich über sie herein bricht, keineswegs nur Chancen bereit hält. Dieser Normalitätsverlust führt zur Überforderung und Benachteiligung vieler Menschen. – Die mit der Individualisierung verbundenen Gemeinschaftsverluste sind oft nicht weniger erheblich, wie sich unschwer etwa an der Lebensform der Familie zeigen lässt, die immer mehr zu einer befristeten Lebensetappe wird, und auch dann nur ein Modell des Zusammenlebens unter vielen ist.

Globalisierung als Zuspitzung der Moderne

Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts radikalieren sich die gesellschaftlichen Verhältnisse. Im Prozess der sich zügig durchsetzenden Globalisierung, durch die es zu einer weltweiten Verflechtung nicht nur im Bereich der Wirtschaft sondern auch in Politik, Umwelt, Kultur usw. kommt, werden wesentliche Prinzipien der Moderne aufgehoben. Die Orientierung am Nationalstaat weicht zunehmend transnationalen Interessen, die Industriegesellschaft wandelt sich zur Dienstleistungsgesellschaft, der Sozialstaat bisheriger Prägung verschwindet. Das alles führt dazu, dass die Menschen in sozialer Hinsicht immer stärker freigesetzt werden und auf sich selbst gestellt sind. Die wesentlichen Ursachen der Globalisierung sind im technischen Fortschritt, insbesondere in den Bereichen Kommunikation und Information, in der Konzentration des Produktivkapitals wie in der Liberalisierung des Welthandels zu suchen. Sie erklären die derzeit stattfindende, durchgreifenden Rationalisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Menschen.

Die Auswirkungen der Globalisierung finden also nicht nur auf Weltebene statt sondern immer auch auf lokaler Ebene. Die Menschen spüren die Folgen der Globalisierung in ihrem alltäglichen Umfeld und in ihrem eigenen Leben. Immer wieder ist zu erleben, dass wirtschaftliche Aktionen auf den Weltmärkten mit Arbeitsplatzverlusten, Umweltbelastungen und/oder kulturellen Einbußen an ganz konkreten Orten und für ganz konkrete Individuen verbunden sind. Gerade das Herausfallen aus sozialen Bindungen als Folge flexibilisierter und zwangsmobiler Lebensverhältnisse, wie sie aufgrund von Globalisierungsprozessen zustande kommen, macht es dem Einzelnen immer schwerer, sich in seinem lokalen Umfeld sicher und geborgen zu fühlen.

Die Zweite Moderne

Aber die globalen Prozesse bedrohen nicht nur, sie bergen auch Chancen auf längerfristige Verbesserung der Lebensverhältnisse, zumindest in den entwickelten Ländern. Hier setzt nun die Zweite Moderne ein, die zur Zeit vielleicht noch weniger ein Faktum als vielmehr ein kluger, nachvollziehbarer Wunsch, eine ‚docta spes‘ ist. Denn einerseits können die Akteure in Politik und Wirtschaft die mit der Globalisierung verbundenen riskanten und gefährlichen Nebenfolgen von Produktion und entfesseltem Gewinnstreben auf Dauer nicht negieren. Sie müssen diesen lebensbedrohlichen side-effects, die oft Umwelt, soziale Systeme und Kultur gleichermaßen belasten, gegensteuern und – wie zögerlich auch immer – Lösungen finden, die dann die Lebensqualität der Bevölkerung verbessern können.

Andererseits sind derartige Umbruchszeiten immer auch durch eine erhebliche Unübersichtlichkeit gekennzeichnet, die den Menschen Spielräume und Handlungschancen für das Ausprobieren alternativer, stärker selbstbestimmter Techniken, Lebensentwürfe und Kulturformen ermöglicht. Hier kann beispielhaft direkt auch auf den Friedhof verwiesen werden, der ja in heutiger Zeit irgendwie auch zu einem kulturellen Experimentierfeld geworden ist. In verworrenen Zeiten öffnen sich – nicht selten zufällig und ungewollt – Handlungsfelder, auf denen sich ganz unterschiedliche Akteure tummeln, und Ergebnisse hervorbringen, die oft noch relativ unausgegoren und mehrwertig sind. Nicht Wenige beklagen solche, Tradition, Sitte und Gewohnheiten vielfach außer Acht lassende Aktivitäten, die aber möglicherweise einen zukunftsweisenden Neuanfang darstellen.

Natürlich setzt sich die Zweite Moderne nicht nur mit den Besonderheiten und vor allem mit den zerstörerischen Kräften der Globalisierung auseinander. Auch (zeitbedingte) Unzulänglichkeiten der frühen, industriellen Phase der Moderne, die die Menschen noch immer belasten und hinter ihren Entwicklungsmöglichkeiten zurückhalten, werden nicht selten aufgegriffen und neuen, zukunftsfähigeren Lösungen zugeführt. Insoweit sich also die Zweite Moderne mit den Risiken, Gefahren und Fehlern der Ersten Moderne im Allgemeinen und der Globalisierung im Besonderen – gerade auch auf lokaler Ebene – auseinandersetzt, kann sie als reflexive ‚Modernisierung der Moderne‘ verstanden werden. Denn indem sie sich auf sich selbst einlässt, hinterfragt sie die von ihr verursachten Gefahren, Mängel und Einschränkungen für die

Menschen, ihre Gesundheit, ihre Umwelt, ihr soziales Zusammenleben, ihre Kultur, und leitet gegebenenfalls notwendige Veränderungen ein. In diesem Rückbezug auf die eigenen Unzulänglichkeiten (und Stärken) als Ausgangspunkt für Erneuerungen liegt die große Chance der Moderne in ihrer zweiten, reflexiven Phase.

4. Die Verhaftung der gegenwärtigen Friedhofssituation in der frühen Moderne

Viele unserer gegenwärtigen Friedhöfe sind, wie schon angedeutet, am Modell der großen Zentral- und Bezirksfriedhöfe orientiert, die in den ausgedehnten Städten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts angelegt wurden. Sie sind also typische Einrichtungen der Zeit der frühen industriellen Moderne. Wie Kasernen, Gefängnisse, Schulen, Verwaltungsgebäude, Massenwohnungsbauten und viele andere Bauprojekte dieser Zeit zeichnen sich auch die Friedhöfe in ihrer baulichen Anlage insbesondere durch die Anwendung der Prinzipien der Typisierung und der Standardisierung aus. Grabgrößen, Ausrichtung der Gräber, Wegebreiten, Verteilung der Wasserstellen, Abstandsflächen, Einteilung in Grabfelder und Friedhofsabteilungen, alles ist aus Gründen einer wirksamen Versorgung breiter Bevölkerungskreise genormt und standardisiert. Dass dabei das Hauptaugenmerk auf die Absicherung der stadtwirtschaftlichen Funktionen der Friedhöfe gelegt wurde, insbesondere auf eine hygienische und ökonomisch orientierte Bestattung, eine wirksame Friedhofspflege, auf Publikumssicherheit, wie auch auf die effiziente Durchführung der traditionellen Bestattungsrituale, ist verständlich. Für abweichende Bedürfnisse und Vorstellungen des Trauerns, wie sie in der pluralen Gesellschaft von heute mit ihren diversen Gruppen und Kleingruppen immer häufiger nachgefragt werden, bieten die bestehenden großen Friedhöfe nur wenig Raum. Auf ihnen sind die Menschen gezwungen, sich mit ihren oftmals neuartigen Vorstellungen vom Trauern und Abschiednehmen nach der bestehenden Decke zu strecken.

Wie wenig Platz gerade in den Friedhofskonzepten dieser Zeit für heutige Trauervorstellungen ist, bei denen es für die Hinterbliebenen um das schmerzliche, anfänglich unmöglich erscheinende Loslassen von einer geliebten Person, aber auch um das allmähliche Zurückfinden in die Gesellschaft der Lebenden geht, sei an den Kriterien der Lage, der Größe und der Gestaltung dieser Friedhöfe erläutert.

Lage der Friedhöfe

Neben Bodenpreisen und sanitären Überlegungen trugen sicher auch die Angst vor dem Tod, die allgegenwärtige Todesverdrängung dazu bei, dass die Friedhöfe dieser Zeit weit draußen, an der Peripherie der Städte und Siedlungsbereiche angelegt wurden. Für die heutigen Betroffenen bedeutet das, dass sie den Friedhof nicht aufsuchen und am Grabe nicht trauern können, wenn ihnen danach zumute ist, und ihnen der Verlust des Angehörigen schmerzlich bewusst wird. Vielmehr ist heute der Friedhofsbesuch auf einem Zentralfriedhof wegen des notwendigen Zeitaufwandes für viele Menschen ein festgelegtes Datum im Terminkalender. Bei den oftmals großen räumlichen Distanzen zwischen Wohnung und Friedhof ist der Friedhofsbesuch tendenziell weniger spontaner Gefühlsausdruck als vielmehr rational geplante und durchgeführte Veranstaltung. Betroffen von den entfernten Lagen der Friedhöfe sind vor allem Alleinstehende, Behinderte, alte Menschen, für die jeder lange Weg besonders beschwerlich ist, auch wenn öffentliche Verkehrsmittel zur Verfügung stehen.

Größe der Friedhöfe

Bezirks- und Zentralfriedhöfe zeichnen sich des Weiteren durch ihre enorme Größe aus. Friedhofsbesucher bleiben sich in derart großen Anlagen meist fremd, sie einigen sich häufig, wenn überhaupt, auf distanziert-freundliches Verhalten, wie es an öffentlichen Orten in der Regel der Fall ist. Die Anonymität städtischer Großsiedlungen findet auf den großen Friedhöfen ihre Entsprechung. Trauer, die den Menschen helfen soll, mit ihrem Schmerz zurecht zu kommen, und trotz des Verlusts den Weg zurück in die Gemeinschaft mit den Anderen zu finden, ist auf soziale Kommunikation, auf das beiläufige Treffen verständiger Anderer, die möglicherweise ein ähnliches Schicksal auf den Friedhof führt, angewiesen. Das gilt umso mehr, als auch heute noch nicht selten Trauernde in ihrer häuslichen Umwelt allein gelassen sind, zeitweise sogar aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden. Anonyme Großfriedhöfe jedenfalls können kaum das Umfeld bieten, das ein Trauern mit Anderen erleichtert könnte.

Gestaltung der Friedhöfe

Es kennzeichnet die Friedhofs- und Grabgestaltung der frühen Moderne, dass eine ehemals religiöse Symbolik durch eine naturästhetische abgelöst wurde. Die schon

seit der Säkularisierung als Folge der Aufklärung auf den Friedhöfen zu beobachtende ästhetische Hinwendung zur Natur verwandelte schließlich den Friedhof der Form nach in eine Art englischen Landschaftsgarten, der den Tod soweit wie möglich unsichtbar macht, ihm eine ästhetisch „verträgliche“ Form verleiht. Aber durch diese landschaftliche Verhübschung wird der Tod – zugespitzt gesprochen – förmlich aus dem Friedhof herausgetrieben. Im schönen Schein landschaftsparkartiger Dekoration hat Trauern keinen leichten Stand, jedenfalls nicht, wenn es darum geht, die Realität des Todes und das eigene Weiterleben ohne den geliebten Menschen offen und ehrlich zu akzeptieren.

Die Verdrängung des Todes findet allerdings nicht nur auf dem Friedhof statt. In modernen Gesellschaften ist tendenziell die gesamte Lebens- und Arbeitswelt der Menschen von Hinweisen auf Vergänglichkeit und Hinfälligkeit bereinigt. Insbesondere Krankheit, Alter und Tod sind an den Rand des gesellschaftlichen Lebens verbannt, und offen gezeigte Trauer wird eher als störend empfunden. Für die Friedhöfe frühmoderner Prägung lässt sich also mit Blick auf die Ubiquität des landschaftlichen Gestaltungsideals im Umkehrschluss festhalten, das nicht wirklich der Versuch unternommen wurde, mit Friedhöfen Orte vermehrter Trauerchancen zu schaffen.

5. Hinweise auf eine Friedhofskultur der Zweiten Moderne

Wenn die Friedhöfe als wirkliche Trauerorte besser in die Lebenswelt einbezogen werden sollen, wenn der Friedhofskultur insgesamt eine zeitadäquate Ausrichtung gegeben werden soll, dann lässt sich das nicht unabhängig von den materiellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Bestattungswesens erreichen. Diese sind jedoch mit der Globalisierung erheblich in Auflösung geraten. Aufhebung des Friedhofszwangs, neue Beisetzungsorte (z.B. Friedwald) und neue Beisetzungformen (z.B. Gemeinschaftsgräber), Vermarktungstendenzen (z.B. Grabsteine aus Südamerika im Supermarkt), Kremation und Urnenbestattung als Regelfall, Beliebigkeit des Grabschmucks und der Bestattungsrituale usw., das alles sind Anzeichen dafür, dass die alte Friedhofsherrlichkeit nicht mehr trägt.

Die Zweite Moderne wird jedoch, wenn sie glaubwürdig bleiben will, das große Anliegen der Gesamtepoche, nämlich sich in den Dienst der Entwicklung einer demokrati-

schen und humanen Gesellschaft zu stellen, nicht grundsätzlich aufgeben. Sie wird die Errungenschaften der Frühen Moderne nicht einfach ablehnen, sich aber der Mühe unterziehen, deren Zeitbedingtheit zu erkennen als Grundlage für die Entwicklung neuer Lebensverhältnisse. Auch in der Phase der Frühen Moderne sind ja fast alle Lebensbereiche – und so auch die Friedhofskultur – drastischen Veränderungen unterzogen worden. Diese waren oft mit erheblichen Nebenfolgen verbunden waren, die vielfach jedoch erst heute unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen sichtbar werden. Die Verdrängung von Tod und Sterben etwa, die in dieser Aufbruchzeit eine große Rolle spielte, hat vor den Friedhöfen nicht halt gemacht mit der Folge, dass innerweltlich orientiertes Trauern, über das sich heute die verschiedenen Gruppierungen der plural strukturierten Gesellschaft noch am ehesten verständigen können, damals noch nicht durchsetzen konnte. Andere Belange schienen unter den gegebenen Verhältnissen wichtiger zu sein. Es liegt also nahe, im Verfolg einer neuen, zeitadäquateren Friedhofskultur gerade den Gedanken des innerweltlich orientierten Trauerns aufzugreifen und den Friedhof als gesellschaftliche Einrichtung in dieser Richtung neu zu konzipieren.

Neue friedhofskulturelle Überlegungen hätten demnach davon auszugehen, dass der Friedhof einen Ort verkörpert, an dem Betroffene in zeitgemäßer Weise um einen geliebten Menschen trauern und von ihm Abschied nehmen können. Trauern, wenn es gelingen soll, bedeutet zunächst Trost finden, dann neue Hoffnungen schöpfen, und schließlich mit eigener Kraft an dem Gedanken arbeiten, am Leben der Gemeinschaft wieder teil zu haben. Diese innerweltliche Orientierung versteht also den Friedhof als einen Ort, der wesentlich dazu beitragen kann, die zur Überwindung des Verlustschmerzes und zur selbstbestimmten Wiedereingliederung in die Gesellschaft notwendige Trauerenergie zu entwickeln. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die verschiedenen Gruppen und Individuen der Gesellschaft unterschiedliche Visionen und Vorstellungen darüber besitzen, wie dieses Ziel erreicht werden kann.

Im Folgenden werden eine Reihe von Lösungsansätzen und Maßnahmen zusammengestellt, die dem Gedanken verpflichtet sind, innerweltliches Trauern auf dem Friedhof zu erleichtern, und damit möglicherweise zu einer Erneuerung der Friedhofskultur in der vor uns liegenden Zweiten Moderne beizutragen. Nachstehend werden alle

Hinweise in sieben Inhaltsbereiche gebündelt, wobei keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit besteht, auch nicht auf Originalität der Einzelhinweise.

5.1 Lage des Friedhofs und städtebauliche Beziehungen

Innerweltliches Trauern wird gefördert, wenn der Friedhof im Siedlungskörper derart angeordnet ist, dass den Leidtragenden das Aufnehmen neuer und die Intensivierung alter sozialer Kontakte ermöglicht und erleichtert wird, sie aber nicht zwanghaft in ungewollte soziale Beziehungen hinein gedrängt werden. Hier wird deutlich, dass Friedhofskultur nicht auf den Friedhof selbst beschränkt ist, auch nicht nur Sache aktuell Trauernder ist, sondern die gesamte Bevölkerung in einer Kommune in ihren räumlichen, sozialen und emotionalen Beziehungen zum Friedhof im Auge hat.

Einzelmaßnahmen

(1) Friedhöfe gehören nicht an die Peripherie sondern in die *Brennpunkte des städtischen Lebens*, d.h. in die Zentren der Ortschaften und Stadtquartiere. Leidtragende können den Bezug zu ihrem sozialen Umfeld am leichtesten aufrechterhalten, und damit Trauerenergien entwickeln, wenn die Friedhöfe (wieder) den lokalen Zentren zugeordnet werden.

(2) Gespräche mit anderen Friedhofsbesuchern können bereits an der Wohnungstür und auf der Straße beginnen, wenn es ein Netz sicherer *Fuß- und Radwege zum Friedhof* gibt.

(3) Auch wird Trauernden wie Erholungssuchenden der Besuch des Friedhofs wesentlich erleichtert, wenn im Umfeld hinderliche *Barrieren* in Form breiter Straßen, Gleiskörper, großer Industrieflächen usw. systematisch abgebaut werden (z.B. mittels gesicherter Überwege, Brücken, Durchgänge usw.).

(4) Friedhöfe sollten, wenn möglich, innerörtlichen, *sozialen Einrichtungen* (Altenheimen, Krankenhäusern, usw.) zugeordnet werden, um auch alten und kranken Menschen den Zugang zu ihnen zu ermöglichen und zu erleichtern.

5.2 Friedhofsgröße

Für gelingende Trauerarbeit auf Friedhöfen spielt die Friedhofsgröße eine wesentliche Rolle. In der Anonymität der großen, weitläufigen Zentralfriedhöfe wird das Traueranliegen kaum unterstützt. Dagegen bieten kleine, überschaubare Beisetzungstät-

ten in aller Regel viele Gelegenheiten, Kontakte mit anderen Menschen aufzunehmen.

Einzelmaßnahmen

(1) Der Abbau trauerfeindlicher Anonymität setzt die Rückkehr zu *kleinen, überschaubaren Friedhöfen* voraus. Dieser Forderung kommt entgegen, dass die Flächenansprüche für Friedhöfe aufgrund der rasch wachsenden Kremationsraten in Zukunft deutlich geringer sein werden. In vielen Städten der BRD, z.B. in Ostdeutschland und an altindustriellen Standorten wie dem Ruhrgebiet oder dem Saarland mehrten sich die innerstädtischen Brachflächen. Hier könnten solche kleinen Friedhöfe helfen, den Verlust an innerstädtischen Funktionen auszugleichen. Auch in den suburbanen Stadtbereichen gibt es oft noch zentralörtlich gelegene Flächen, die für kleine Friedhöfe genutzt werden könnten.

(2) Auch auf kleinen Friedhöfen muss es möglich sein, Wünsche nach *neuen Bestattungsformen* wie z.B. nach Gemeinschaftsgräbern oder nach Aschenstreuwiesen zu verwirklichen. Auch die kleinen Friedhöfe sollten in sozialer Hinsicht ihr Umfeld spiegeln, und die zugehörigen Ortschaften/Stadtquartiere mit ihren verschiedenen Bevölkerungsgruppen repräsentieren.

(3) Bei kleineren Friedhöfen kann auf *aufwändige Funktionsräume verzichtet* werden. Eine einfache Aussegnungshalle und ein freundlicher Aufenthaltsraum für Teilnehmer an Trauerfeiern (eventuell mit Teeküche) sollte jedoch vorhanden sein.

(4) Zur Stärkung lokaler Bindungen, auf die Trauer so notwendig angewiesen ist, wäre zu überlegen, ob bestehende und vorerst nicht auflösbare Großfriedhöfe *in Teilfriedhöfe für einzelne Stadtquartiere* untergliedert werden können.

5.3 Friedhofs- und Grabfelddichte

Bis heute ist die Friedhofsgestaltung weitgehend geprägt vom ästhetischen Gedanken einer ‚Parkszenerie‘, entlehnt dem klassischen englischen Landschaftsgarten, in den die Grabfelder eher beiläufig eingeordnet sind. Trauerarbeit auf dem Friedhof kann aber nur gelingen, wenn die Endlichkeit des Lebens real oder auch symbolisch wahrnehmbar ist. Deshalb müssen Tod und Sterben auf dem Friedhof sichtbar sein.

Einzelmaßnahmen

(1) Die Friedhöfe der Zukunft sollten *dichter belegt* werden, denn über Grabstättenverdichtung kann Sterben besser erfahrbar gemacht und damit zu bewusster Trauer angeregt werden.

(2) Zugleich sollte den Friedhof der Zukunft jedoch eine „*qualifizierte Dichte*“ auszeichnen, damit ausreichend Fläche für Bestattungsrituale, für individuelle und gemeinschaftliche Aktivitäten von Trauernden und anderen Friedhofsutzern sowie für ruhige Aufenthalte vorhanden ist.

5.4 Friedhofsgestalt und Friedhofsgestaltung

Der Friedhof in der Zweiten Moderne, der an den Brennpunkten urbanen Lebens liegt, sollte sich dadurch auszeichnen, dass er den Tod als Teil des Lebens gestalterisch sichtbar macht, um auf diese Weise die Trauerarbeit der Hinterbliebenen zu unterstützen.

Einzelmaßnahmen

(1) Der neue Friedhof stellt einen kleinen, aber ruhigen, geschützten Bereich in der Mitte des geschäftigen Alltagslebens dar. Es ist dieser *Oasencharakter*, der den Friedhof in besonderer Weise zu einem Ort der Trauer, des Gedenkens und des Erinnerns werden lässt.

(2) Er sollte für die gesamte lokale Bevölkerung attraktiv und einladend wirken. Dafür tragen insbesondere *zentral gelegene und pointiert gestaltete Eingänge* bei.

(3) Auch sollte der besondere Charakter des Friedhofs über sein inneres und äußeres Erscheinungsbild leicht *ablesbar und wiedererkennbar* sein. Die damit möglich werdende Identifikation mit dem Friedhof kann zum Gelingen der Trauerarbeit erheblich beitragen.

(4) Zur Verdeutlichung der *Eigenart des Ortes* sollte bei Gestaltungsmaßnahmen auf den Friedhöfen vermehrt auf das vorhandene naturräumliche und kulturräumliche Potential zurückgegriffen werden.

(5) Der Friedhof als besonderer Ort sollte sich durch markante, das Besondere ausstrahlende *Grenzbehandlung* (z.B. Mauer oder andere raumbildende Einfassungen) vom Umfeld absetzen.

(6) Eine *falsche Ästhetik* vermag leicht den Tod aus dem Friedhof zu verdrängen, und damit auch Trauern und Erinnern zu erschweren. Daher sollten Tendenzen ü-

berzogener Ästhetisierung (Verhübschung) auf dem Friedhof so weit wie möglich unterbleiben.

(7) Notwendiges Trauverhalten kann nur dann ungestört stattfinden, wenn die Friedhöfe konsequent in *kleinere und größere Teilräume* strukturiert und gegliedert sind. In gewisser Weise tritt in Zukunft Räumlichkeit an die Stelle der Weite traditioneller Parkfriedhöfe. Mit konsequenter Raumbildung bekommt der Friedhof der Zukunft den Charakter eines ruhigen und besinnlichen Ortes, in den sich der Trauernde für eine Weile aus der Hektik des Alltags und zum Zwecke der notwendigen Trauerarbeit zurückziehen, aber auch anderen Menschen begegnen kann.

(8) Eine *´neue Ästhetik´* für Friedhof und Grabfeld muss sich letztlich aus Gebrauch, Trauverhalten und Ritualhandlungen der betroffenen Menschen entwickeln. Das kann gegebenenfalls durch Vorgabe eines räumlich-gestalterischen Rahmens erleichtert aber nicht erzwungen werden.

(9) Da in unserer sozial ausdifferenzierten Gesellschaft eine Zustimmung zu vorgegebenen ästhetischen Standards auf dem Friedhof nicht immer erwartet werden kann, sollten bei Bedarf eigene Grabfelder oder Teilflächen für *ungewöhnlichere Grabgestaltung* angeboten werden.

5.5 Neue Beisetzungsformen

Die zunehmende Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft fördert die Entstehung neuer Lebenseinstellungen und Lebensentwürfe in der Gesellschaft, die den Umgang mit Tod und Sterben nicht unberührt lassen werden. So ist davon auszugehen, dass in Zukunft auch mit wachsender Nachfrage nach neuen Beisetzungsformen zu rechnen ist.

Einzelmaßnahmen

(1) Mit weiterem Anwachsen der Kremationsrate wird die traditionelle Körperbestattung in Reihen- und Wahlgrabstätten in nächster Zukunft noch stärker einer Urnenbeisetzung weichen. Daher sollten auf den zukünftigen Friedhöfen vermehrt *Gemeinschaftsgrabanlagen* für Urnenbestattung angeboten werden. Das können Anlagen mit oder ohne lokalisierbaren Einzelgräbern, mit oder ohne individueller Namensnennung, mit oder ohne gemeinschaftlichem Grabzeichen (z.B. in Form einer Säule, ei-

nes Kreuzes, eines Gedenksteins, einer Gedenkmauer) oder Anlagen in Form von Aschenstreuwiesen sein.

(2) Um dem für Trauerarbeit wichtigen Bedürfnis nach symbolischer Verortung entgegen zu kommen, müssen Grabanlagen und so auch die Gemeinschaftsgrabanlagen eine *prägnante Gestalt* besitzen, und wiedererkennbar von ihrer Umgebung abgehoben sein.

(3) Es sollten auch namentlich nicht gekennzeichnete, *anonyme Bestattungsfelder* zugelassen werden. Sie sind genauso Orte der Trauer wie jede andere Bestattungsform und sind daher – durch prägnante Gestaltungsmaßnahmen – im Bewusstsein der Gemeinschaft der Trauernden positiv zu verankern.

(4) In multikulturell geprägten Stadtteilen sind ggf. auch auf den kleinen Friedhöfen Grabfelder für andere *ethnischen Gruppierungen* einzuplanen, und zwar so, dass Grablegung, Trauern und Gedenken ungestört entsprechend den besonderen Riten stattfinden können.

5.6 Tätigkeiten und Aktivitäten auf dem Friedhof

Die lokale Bevölkerung sollte zu Tätigkeiten und (festlichen) Veranstaltungen auf Friedhöfen, die den Zusammenhang zwischen Alltagswelt und Beisetzungsort stützen, ermutigt werden. Es sollte sich freilich um Aktivitäten handeln, die den Primärfunktionen des Friedhofs (Bestatten, Trauern und Gedenken) gerecht werden, und die Sekundärfunktionen (z.B. Erholung, Biotopschutz, Denkmalschutz) nicht erschweren.

Einzelmaßnahmen

(1) Um den Friedhof als Ort des Todes und der Trauer heraus zu stellen, sollten in Zukunft die *Primärfunktionen* des Friedhofs, insbesondere das Trauern und Gedenken wieder deutlicher sichtbar gemacht werden.

(2) Auch die *Sekundärfunktionen* sind für Trauernde nicht unwichtig. Denn anderen Besuchern zuschauen, kunsthistorisch interessante Grabsteine betrachten oder Pflanzen und Tiere beobachten, kann den Trauernden zeitweilig ablenken, trösten und stärken.

(3) Bei der Gestaltung künftiger Friedhöfe fällt dem Aspekt der *Kommunikation* eine besondere Bedeutung zu, denn Gespräche mit Anderen können für Trauernde be-

sonders hilfreich sein. Die dazu notwendige Aufenthaltsqualität der Friedhöfe kann über Plätze, Haine, Nischen, Sitzecken usw. gesteigert werden.

(4) Auf dem Friedhof sollte auch eine Raumgelegenheit für Abschiedsrituale größerer Gruppen sowie für *Erinnerungs- und Gedenkfeiern*, an denen größere Teile der Wohnbevölkerung teilnehmen können, vorhanden sein.

(5) Zugleich könnten Teile dieser Flächen auch für *kulturelle Veranstaltungen* auf dem Friedhof (Konzerte, Lesungen, Vorträge usw.) benutzt werden, die die Integration des Friedhofs in die örtliche Gemeinschaft fördern und Identitätsbewusstsein schaffen, den Friedhof als Trauerort aber nicht in Frage stellen. Ortsansässige Vereine und andere Gruppen vor Ort mit entsprechender Aufführungskompetenz (Kirchenchor, Laienspielgruppe usw.) könnten dabei für die Integration des Friedhofs in das örtliche Umfeld besonders dienlich sein.

5.7 Friedhofsmanagement und Trägerschaft

In der Zweiten Moderne wird die basisdemokratische Teilhabe der Bürger an Aufgaben des Gemeinwohls eine bedeutsame Rolle spielen. Das gilt auch für die Friedhofskultur. So werden sich neue, weiterführende Vorstellungen von Trauer und Trauerbegleitung am ehesten einbringen und verwirklichen lassen, wenn sich die Bürger mitbestimmend und mitgestaltend an der Organisation ihres Friedhofs beteiligen können.

Einzelmaßnahmen

(1) Zur Beteiligung der Bürger an den alltäglichen Friedhofsaufgaben sollte in Zukunft für jeden Friedhof ein örtlicher *Kulturbeirat* oder eine ähnliche Institution etabliert werden. Der Kulturbeirat könnte eine Vielzahl von Aufgaben übernehmen, wie z.B. Gestaltungsfragen (Gräber, Grabfelder, Trauerhallen, Friedhofsgrün), Organisationsfragen, die Vermittlung zwischen Bürgern und Verwaltung, Fragen der Mitsprache bei Friedhofsbelegung, Beratung und Betreuung von Hinterbliebenen bezüglich Bestattungsablauf usw. Dabei geht es nicht nur um Beratungs- sondern auch um Entscheidungskompetenz. So kann am besten gewährleistet werden, dass die Trauerbedürfnisse der Bürger angemessen berücksichtigt werden.

(2) Das professionelle Friedhofsmanagement muss in der Lage sein, notwendige friedhofskulturelle *Neuerungen frühzeitig zu erkennen*, aufzugreifen und gegebenenfalls zu unterstützen.

(3) Zu den Aufgaben eines fortschrittlichen Friedhofsmanagement gehört des Weiteren, die örtliche Friedhofskultur und Friedhofsentwicklung im öffentlichen Diskurs mit Politik, Verbänden, Initiativen und interessierter Bevölkerung zu vertreten und fortzuentwickeln.

(4) Bei den in Zukunft zu erwartenden vielfältigen Ansprüchen und Wünschen hinsichtlich Bestattung, Trauerverhalten und Gedenken auf dem Friedhof muss das Management mit guten *Moderationskompetenzen* aufwarten, um zwischen divergierenden Interessen und Interessenten ausgleichen zu können.

(5) Das Friedhofsmanagement muss in der Lage sein, Bürger und Betroffenen im Todesfall *intensiv zu beraten*, etwa hinsichtlich der Ausrichtung von Trauerfeiern, der Grabgestaltung usw. Letztlich sollte die Beratung so umfassend sein, dass Betroffene eine *Beerdigung auch selbst ausrichten* können, wenn sie dies wünschen.

(6) Ausdifferenzierung der Gesellschaft und wachsendes Selbstbewusstsein in der Bevölkerung werden dafür sorgen, dass in Zukunft neben Friedhöfen in kommunaler und kirchlicher Trägerschaft auch solche in *anderen Trägerschaften*, wie genossenschaftliche, vereinsgebundene oder kommerziell betriebene Friedhöfe in den Kommunen verstärkt nachgefragt werden. Über ein verbindliches *Friedhofsaudit* ist dabei sicher zu stellen, dass die Angebote der verschiedenen Friedhofsträger dem Stand der Technik/Wissenschaft entsprechen und angemessen kostengünstig sind.

6. Schlussgedanke

Viele der vorgeschlagenen Maßnahmen und Lösungsansätze werden bereits hier und da ausprobiert, sind also nicht neu. Erst das Zusammenspiel all dieser Vorschläge könnte zu einer neuen Friedhofskultur führen. Dabei ist zu bedenken, dass nicht alle Einzelmaßnahmen gleichwertig und gleichgewichtig sind. Im Mittelpunkt aller Überlegungen müsste die Erkenntnis stehen, dass die Friedhöfe der Zukunft in die Orts- und Quartierszentren, d.h. in die Brennpunkte des täglichen Lebens einer Gemeinde oder eines Stadtquartiers gehören. Sie müssten relativ klein und überschaubar sein, eine verdichtete Belegung aufweisen, und sich trotz des angestrebten zentralörtlichen Charakters als Oasen der Ruhe und Besinnlichkeit präsentieren, die für alle Gruppierungen der Gesellschaft offen stehen. Dies sind die grundlegenden, materiell-räumlichen Voraussetzungen für innerweltliches Trauern auf dem Friedhof. Sie können dazu beitragen, dass Todesverdrängung und Anonymität auf den Friedhöfen abnehmen, die soziale und kommunikative Unterstützung der Trauernden dagegen

wächst. Alle übrigen Maßnahmen und Vorschläge können dann zur weiteren Unterstützung und Konkretisierung dieser zentralen Perspektive herangezogen werden. So könnte sich eine Friedhofskultur entwickeln, in deren Mittelpunkt der kommunale Friedhof als innerweltlicher Trauerort steht.

Eine solche Gesamtkonzeption zu verwirklichen, wird ohne aktive Unterstützung und subjektive Parteinahme der Bürger und Betroffenen nicht möglich sein. Daher sei noch einmal heraus gestellt, dass ein auf Erneuerung der Friedhofskultur bedachtes Management die Bürger vor Ort aktiv in die Arbeiten zur Friedhofsentwicklung und – so weit wie möglich – auch in die alltäglichen Verwaltungsabläufe und Organisationsprozesse auf dem Friedhof einbeziehen muss.

Benutzte Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Mischke, Marianne (1996): Der Umgang mit dem Tod – Vom Wandel in der abendländischen Geschichte. Reimer Verlag, Berlin
- Nohl, Werner; Richter, Gerhard (2001): Friedhofskultur und Friedhofsplanung im frühen 21. Jahrhundert. Projektstudie für Aeternitas e.V..Aeternitas Selbstverlag Königswinter